

Das Subjekt, der Andere, die Fremdheit Response zum Beitrag von Heinz Müller-Pozzi

Hans-Ulrich Rügger, Zürich

in: Hans-Ulrich Rügger, Evelyn Dueck, Sarah Tietz (Hrsg.),
Abschied vom Seelischen? Erkundungen zum menschlichen Selbstverständnis,
Zürcher Hochschulforum, Bd. 51, Zürich: vdf Hochschulverlag 2013

Was könnte einen Philologen mit einem Psychoanalytiker verbinden? Da ist eine Leidenschaft für die Sprache, für das Sprechen, für die Kommunikation. Wir teilen diese aus unterschiedlichen Blickwinkeln und aus verschiedenen Traditionen, doch wir teilen sie. Das gibt Anknüpfungspunkte, aber es birgt auch die Gefahr von Missverständnissen. Ich bin herausgefordert, mich zu fragen: Habe ich etwas von dem verstanden, was Sie, Herr Müller-Pozzi, uns zeigen wollten?

Ich beginne – das wird Sie nicht überraschen – mit dem Begriff des *Subjekts*. Die strukturelle Psychoanalyse, so sagen Sie, gibt diesem Begriff seine urtümliche Bedeutung zurück. Das Subjekt sei das *sub-iectum*, das Unterworfenene, besonders das, was dem Unbewussten unterworfen ist. Für den Philologen ist das Subjekt ein grammatischer Begriff: Es bezeichnet die Instanz einer sprachlichen Äusserung, den Träger einer Aussage eines Satzes. Auch Sie sprechen vom Subjekt, das der symbolischen Ordnung der Sprache unterworfen ist. Dabei höre ich eine spannende Unterscheidung. Die – denotative – *Aussage* ist nach Jacques Lacan etwas anderes als das – konnotative – *Aussagen*. Wie kann ich das verstehen? Um mir als Philologe das klar zu machen, brauche ich eine sprachliche Äusserung, an der ich die Unterscheidung anschauen kann. Ich wähle ein Beispiel aus einer Textsorte, die dem Psychoanalytiker vertrauter ist als dem Philologen. In der Nacherzählung eines Traumes ist von einem Fahrradrennen die Rede, bei dem sich eine Massenkarambolage ereignet:

„Die meisten Velofahrer fahren weiter, einige bleiben am Boden liegen (ich habe vorher ‚lieben‘ geschrieben und sogleich spontan korrigiert, ohne zu denken).“

Es gäbe an der schriftlichen *Aussage* nichts, das auffallen würde – wäre da nicht eine Klammerbemerkung, die den Prozess des *Aussagens* kommentiert. Ich habe, so wird vermerkt, vorher „lieben“ geschrieben. Es gibt offenbar ein Subjekt, das etwas Ungewöhnliches aussagen will: „einige bleiben am Boden lieben“. Das ist sprachlich nicht korrekt und es ergibt scheinbar keinen Sinn. Dementsprechend greift das Ich der Traumerzählung ein und korrigiert, was spontan geäussert wurde. Hätte es stillschweigend korrigiert, gäbe es nichts zu entdecken und nichts zu fragen. So aber, durch einen Kommen-

tar über das Aussagen, kommt etwas Spannendes in den Blick. Es gibt zwei Subjekte, die über die Herrschaft der Aussage streiten. Das erste drängt darauf, etwas auszusagen, das unkorrekt und nicht verständlich ist, es will von „lieben“ reden. Das zweite wacht darüber, dass die Aussage korrekt und begreiflich ist, es muss „liegen“ heissen. Just indem sich das kontrollierende Subjekt seine Zensur vergegenwärtigt, erscheint eine verborgene Bedeutung, die das drängende Subjekt aussagen will. In diesem Sinn wird die Traumerzählung fortgeführt:

„Ich erschrecke, bin aber wie gelähmt und kann nicht sofort etwas unternehmen. Ich sehe einen Mann lieben (schon wieder! ich wollte ‚liegen‘ schreiben) ...“

Nun hat sich die Herrschaft über die Aussage ins Gegenteil verkehrt. Das drängende Subjekt gewinnt mit seinem Liebesbezug die Oberhand und das kontrollierende Subjekt kann nur in einer Klammer noch den vergeblichen Willen zur Korrektheit vermerken. Es geht noch weiter:

„... am Boden lieben (Also, das ist nun zu viel!!!) (Ich muss jetzt ganz fest weinen ...).“

Das drängende Subjekt triumphiert im Aussagen, das kontrollierende Subjekt ist irritiert und empört (drei Ausrufezeichen) und das Ich der Traumerzählung bricht in Tränen aus. – Ich meine, in dieser Episode drei Akteure zu entdecken: das drängende Subjekt, das unbedingt von „lieben“ reden will, das kontrollierende Subjekt, dass auf die Korrektheit und Verständlichkeit der Aussage pocht, und das Ich der Traumerzählung, dass im Streit der Subjekte hin- und hergerissen ist und schliesslich weinen muss. Wenn ich Sie, Herr Müller-Pozzi, recht verstanden habe, würde Lacan nicht von zwei Subjekten sprechen, sondern einerseits vom Diskurs des Subjekts des Unbewussten und andererseits vom Diskurs des Ichs, das in diesen Aussagen vergeblich darum ringt, Herr im Haus zu sein.

Der zweite Begriff, der mich bewegt, ist der des *Anderen*. Sie haben es angedeutet: Mit der Dimension der Intersubjektivität menschlicher Erfahrung wird etwas in den psychanalytischen Diskurs eingeholt, das ursprünglich nicht in seinem Fokus war oder sogar ausgeklammert blieb. Mir erscheint diese Einholung von grösster Relevanz. Das Konzept der strukturalen Psychoanalyse reformuliert ein Menschenbild, das mich an anthropologische Entwürfe erinnert, in denen die Beziehung zum Anderen das menschliche Selbstverständnis konstituiert. Erneut stellt sich die Frage: Habe ich verstanden, worum es Ihnen geht?

Im Jahr 1923, in dem Sigmund Freud unter dem Titel *Das Ich und das Es* eine Revision seines psychoanalytischen Konzepts publiziert, veröffentlicht Martin Buber eine kleine Schrift unter dem Titel *Ich und Du*. Eine Grundthe-

se lautet: „Der Mensch wird am Du zum Ich.“¹ In der Begegnung mit dem Anderen kommt der Mensch zu sich selbst. Meinten Sie so etwas, wenn Sie sagen, dass die strukturelle Psychoanalyse nicht vom Individuum, sondern vom Primat des Anderen ausgeht? Im selben Zeitraum, in dem in Europa diese Schriften erscheinen, hält George Herbert Mead in Chicago Vorlesungen über Sozialpsychologie, die nach seinem Tod unter dem Titel *Mind, Self, and Society* veröffentlicht werden. Mead gibt zu bedenken, dass sich das Selbst(konzept) eines Menschen nicht bloss der Begegnung mit anderen Individuen verdankt, sondern eine organisierte Gemeinschaft voraussetzt. Er nennt diese „das verallgemeinerte Andere“, *the generalized other*.² Das philologische Paradigma des verallgemeinerten Anderen ist die Sprache, die ich einer Gemeinschaft verdanke und in der ich mich und die Welt zu verstehen suche. Meinten Sie so etwas, wenn Sie sagen, dass die strukturelle Psychoanalyse von einer symbolischen Ordnung ausgeht, in die das Individuum hineingeboren wird und in der es Subjekt wird?

Der letzte Gedanke, den ich aufgreife, betrifft die *Fremdheit* in der Welt. Sie haben davon gesprochen, wie der auf die Welt gekommene Mensch doppelt fremd ist: Er ist dem fraglosen natürlichen Leben entrissen und er ist in der Welt der Anderen noch nicht heimisch. Ich suche eine philologische Annäherung. Der Fremde, das ist für die alten Griechen der Nicht-Griecher, der *bárbaros*, der des Griechischen nicht mächtig ist und den man nicht versteht. „Wenn ich die Bedeutung des Lauten nicht kenne“, schreibt Paulus, „werde ich für den Sprechenden ein Fremder sein und der Sprechende ein Fremder für mich“ (1 Kor 14,11). Ich übertrage dieses Verständnis von Fremdheit auf die Situation des neugeborenen Kindes. Da sind so viele Laute und Geräusche, so viele sinnliche Reize und so viele rätselhafte Gefühle und Botschaften, und nichts hat eine Bedeutung und nichts ergibt einen Sinn. Wie viele Bedeutungen muss ein Kind lernen und wie viele symbolische Ordnungen verstehen lernen, bis es in der Welt der Anderen heimisch wird! Aber ist die Situation des Neugeborenen nicht eine Urszene für die Situation des Menschen? Sind wir nicht immer wieder Fremde in der Welt und werden mit Fremdem konfrontiert? Und werden wir nicht immer wieder damit konfrontiert, dass vertraute Bedeutungen uns fremd werden, dass es nicht mehr gelingt, vermittels ihrer die Welt und uns selbst zu verstehen? Momente des Fremdseins nötigen uns und ermöglichen uns, in der Begegnung mit Anderen neue Bedeutungen zu lernen und Bedeutungszusammenhänge anders verstehen zu lernen. Zwei Jahre nachdem Freuds *Traumdeutung* erschienen ist, notiert Arthur Schnitzler den Gedanken, „dass jeder von uns gewissermaßen in jedem Augenblick in einer neuen Welt lebt und dass, wie Gott die

¹ Martin Buber, *Ich und Du*, (Frankfurt a. M. 1923) Heidelberg ¹¹1983, 37; auch in ders., *Werke I*, München/Heidelberg 1962, 77–170, zit. 97.

² George H. Mead, *Mind, Self, and Society*. From the Standpoint of a Social Behaviorist, ed. by Charles W. Morris, Chicago/London (1934), Paperback 1967, 154.

Welt, sich jeder Mensch sozusagen jeden Tag sein Haus von neuem bauen muss“.³

³ Arthur Schnitzler, Autobiographische Notizen. Vorbemerkungen (1901), in: ders., Jugend in Wien. Eine Autobiographie, hrsg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler, (Wien etc. 1968) Frankfurt a.M. 1981, 317–320, zit. 319.